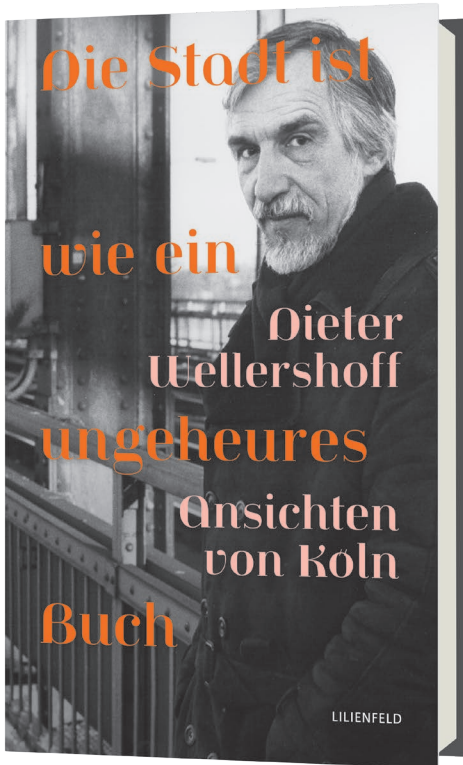




LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



DIETER WELLERSHOFF
**DIE STADT IST WIE
EIN UNGEHEURES BUCH**

Ansichten von Köln
© Lilienfeld Verlag
ISBN 978-3-910266-11-7

Im Beethovenpark

WENN DAS LICHT IN DIE GELBLICHEREN Tönungen des Abends übergeht, vertiefen sich die Farben des Parks, werden seine Formen weicher, und die Spaziergänger auf den weiten grünen Flächen bewegen sich langsamer, als würden sie eingebunden in einen Dunst, der weniger durchlässig ist als das weiße Licht des Tages, und selbst die Bälle der fernen Ballspieler fliegen wie gebremst durch die Luft.

Es ist das Aushauchen eines langen Sonnentages, der viele Leute in den Park gelockt hat. Sie kamen in den späten Nachmittagsstunden nach Büroschluss, die Anwohner des Viertels, aber auch Leute von weiter her, die in den umgebenden Straßen ihre Autos abstellen, wo man hinter den Dächern und den Lücken der letzten Häuserreihen schon das Grün der ersten Baumkronen sehen kann. An manchen Stellen reicht der Park bis an die Straßen heran, öffnet sich zu kurzen Durchblicken und schließt sich wieder, verdeckt seine inneren Bereiche durch dichte Strauchbarrieren, und an den Einlassstellen halten aus dem Boden herausragende, senkrecht stehende Steine die Fahrzeuge ab. Dort bei den Steinen oder ein Stück vor ihnen hören die Betonplatten der Bürgersteige auf, man geht auf Erdwegen durch alte Baumbestände, abschirmende Gebüsche, kommt über kleine Vorwiesen oder Lichtungen und ist auf einmal in der offenen Mitte des Parks mit ihren weitläufigen, sanft gegeneinander geneigten Wiesenflächen, auf

denen weit verstreut inselhafte Baumgruppen stehen, die in der Ferne wie Bäume oder Baldachine über der ausgedehnten Unbestimmtheit, den sich verlierenden wellenartigen Bewegungen des Grüns schweben, manche wie abgesprengt von den unregelmäßigen Rändern der kleinen Waldstücke, ihren Vorsprüngen und Einbuchtungen, mit denen sich das Gelände verzahnt.

In diesen Teilen sieht der Park fast wie eine Landschaft aus, an einer Seite künstlich überhöht von einem kleinen bewaldeten Hügel, auf dessen Kuppe sich ein Aussichtspunkt befindet, in einem anderen, davon abgetrennten Teil ist der Park eher ein alter Garten. Die Wege in der Landschaft sind schwingende, verzweigte Bänder, die den Formen des Bodens folgen oder über sie hinweggleiten, häufig wechselnd zwischen der leuchtenden Weite der Grünflächen und dem Dämmerlicht der Waldstücke, deren brauner Laubboden hier und da von jungen Buchenschösslingen durchbrochen wird und übersprenkelt ist von kleinen Flecken eines heimlichen pilzweißen Lichtes. Der Gartenteil des Parks ist ein geschlossener und gegliederter Raum, seine Wege führen um quadratische, glattgeschnittene Rasenflächen herum, gabeln sich auf in niedrig überdachte Laubengänge, öffnen und schließen sich zu Rundgängen zwischen Ziersträuchern und dichtbelaubten Hecken, in deren Nischen weiße Bänke und weiße Papierkörbe stehen.

Hier sieht man meist ältere Leute, die sich ausruhen, alte Frauen, die ihr erschöpftes Gesicht mit geschlossenen Augen in die Sonne halten, neben sich vielleicht ein Buch, in dem sie ein paar Minuten zu lesen versucht hatten, bis eine leise Schwäche, eine unmerkliche Verdünnung ihres Bewusstseins sie in den angenehmen Halbschlaf hinübergleiten ließ, in dem sie nun unbeweglich wie vergessene

lebensgroße Puppen auf den Bänken sitzen, während ab und zu Schritte vorbeikommen, die leichten federnden eines Liebespaares oder die schlurfenden Schritte eines alten Mannes, Unterhaltungen jüngerer Frauen mit Kinderwagen, die gerne auf den Bänken Rast machen, und manchmal, in langen Intervallen, ist nichts zu hören als das ferne verschwommene Verkehrsgeschrei der Stadt und in der Nähe das Gurren der Tauben.

Es ist still hier. Vielleicht kommt ein junger Hund vorbei, der die Tauben in die Hecke scheucht. Man hört den prasselnden Flügelschlag im Gebüsch und das Hecheln des Hundes, vielleicht auch den Pfiff, der ihn zurückruft, kurzes Zeichen eines unsichtbaren Herrn, dass das kleine Geschehnis beendet.

Wieder herrscht die gestaute trockene Ruhe der Sträucher und Heckenwände, der leeren umgrenzten Rasenflächen. Das Laub der großen Pappelgruppe, die die Mitte des Areals bildet, glänzt im Sonnenlicht. Ab und zu wird es von einem Windhauch bewegt, der in den Heckennischen nicht zu spüren ist. Dann läuft ein Flirren über die Baumkronen, und an einigen Tagen Ende Mai senden sie dann Ströme von Flugsamen aus, die weit in die Stadt hineinschweben, immer weiter verdünnt und vereinzelt und immer weniger sichtbar. Doch hier im Park hängen die Sträucher voller Samenflocken, und auf den Wegen haben sich die ineinander verfangenen kleinen Flugkörper zu lockeren Spindeln zusammengerollt.

Auch im Landschaftsteil des Parks stehen Pappeln, ragen hervor aus Ahorn- und Buchenbeständen, Eschen und Birken, alles ist auf Silhouette gepflanzt, doch wie zufällig, und die zufälligen bewegten Menschengruppen auf dem weiten Wiesengelände scheinen dieser Anordnung zu entsprechen.

Hier treffen sich die Hundebesitzer, die Spaziergänger, die Sportler, Gruppen junger und älterer Männer, die Ball spielen, und einzelne Läufer, die mit angespanntem und leerem Gesicht an den Spaziergängern vorbeilaufen, die ihnen auf den schmaleren Pfaden bereitwillig Platz machen, als gäbe es ein Gesetz, das der schnelleren und anstrengenderen Bewegungsart vor den langsameren und weniger mühsamen den Vorrang gibt. Manchmal spielen auch Kinder aus dem nahegelegenen Waisenhaus in einem Winkel des Wiesenlandes Fußball. Man erkennt sie an ihrer zusammengewürfelten Kleidung, der Chaotik ihres Spiels, den tranigen Bewegungen einzelner Kinder, die zwischen den anderen herumstehen, den größeren, die sich gegenseitig rempeln und um den Ball kämpfen, oft nur, um das Spiel zu unterbrechen und zu behaupten, dass etwas falsch war, ungültig, ungerecht, unter einer Wolke von Geschrei.

Doch dann – man ist weitergegangen, bis sich das Lärmen hinter einem verflüchtigt hat zu einem dünnen Gesprüh – kehrt man um, und sie sind plötzlich alle fort, vielleicht zu einem frühen, stets zur selben Zeit eingenommenen Abendessen, zurückgeblieben ist der zertrampelte Rasen, Schauplatz ihrer häufigen Kämpfe.

Ein wenig weiter, unter einer Baumgruppe, stehen jetzt einige Jugendliche zusammen. Sie haben ihre Fahrräder an die Stämme gelehnt, einer sitzt auf seinem Rad und stützt sich mit der Hand auf die Schulter eines Freundes. Plötzlich stößt er sich ab, fährt ein Stück um die Gruppe herum und stützt sich bei einem anderen auf, der aber seine Schulter unwillig wegzieht, so dass der Radfahrer aus dem Gleichgewicht gerät und sich mit einem Fuß auf dem Boden aufstützen muss. So verharrt er eine Weile zwischen den anderen, die auf einmal auch bewegungslos sind, nicht einmal

zu reden scheinen, man weiß nicht, was sie dort zusammengeführt hat, worauf sie warten, unter welchem Zwang sie stehen und dann, als habe jemand das vergessene Lösewort gefunden, zu ihren Fahrrädern gehen und in verschiedenen Richtungen davonfahren.

Die Stelle, wo sie gestanden haben, scheint danach in einen Zustand verminderter Sichtbarkeit zurückzusinken, ein Für-sich-Sein, eine stillere Anwesenheit, an der die Blicke und Gedanken wie von selbst abgleiten oder in der sie sich verlieren. Allmählich scheinen sich die Menschen auf die Wege zurückzuziehen, die Wiesenflächen leeren sich, einige Hunde jagen mit weiten Sätzen darüber hin, verharren mit einer plötzlichen Wendung und blicken reglos, mit hoherhobenem Kopf zu ihrem Herrn zurück, der ihnen langsam ein Stück gefolgt ist, laufen dann wedelnd zu ihm hin, um gestreichelt zu werden, umtänzeln ihn, wollen etwas haben, wonach er sich gebückt hat, und jagen schon wieder davon, während der Gegenstand, den er geworfen hat, sich noch in der Luft befindet, der weiße Hund ist besser zu sehen als die beiden braunen.

Die weißen Parkbänke schimmern matt vor den langsam verdämmernden Strauchkulissen. Die verschiedenen Laubfarben verschwimmen zu einem gleichmäßigen schattenhaften Grüngrau. Hinter den hohen Sichtblenden entlang des Hauptweges hört man noch die kurzen dumpfen Schlaggeräusche einiger Tennisspieler. Aber auch sie werden gleich Schluss machen, die Bälle einsammeln und zum Clubgebäude hinübergehen, um sich zu duschen und umzuziehen und vielleicht auf der Terrasse noch etwas zu trinken. Die Lampen und Kandelaber werden erleuchtet sein, die Ober werden in ihren weißen Jacken zwischen den weißen Tischen umhergehen, das von unten angestrahlte

Laub der Baumkronen wird in einer künstlichen grünen Schärfe aus dem Nachthimmel hervortreten, aus seiner noch nicht ganz lichtlosen, aber schon blass besternten Weite.

Nachspaziergänge in der Südstadt

AM SPÄTEN ABEND, manchmal auch nachts, wenn ich meine Arbeit an der Schreibmaschine beendet oder das Buch, in dem ich gelesen, zugeschlagen habe, mache ich meistens noch einen Rundgang durch die Kölner Südstadt. Ich muss mich nach dem stundenlangen Sitzen ein wenig bewegen, muss ausatmen, durchatmen (wenn auch Köln kein Luftkurort ist, sondern an vielen Tagen ein Luftnotstandsgebiet), und vor allem muss ich mich von den Gedanken und Fantasien lösen, die mich den Tag über beschäftigt haben. Ich muss das imaginäre Szenarium verlassen und Verbindung aufnehmen zu der vertrauten Lebenswelt um mich herum.

Das Revier, das ich durchstreife, ähnlich wie ein Tier sein Territorium, liegt zwischen der Bonner Straße und der Rheinuferstraße, wird im Süden von dem Bahndamm begrenzt, der zur Südbrücke führt, umschließt also auch den Römer- und den Friedenspark. Es grenzt im Norden an das Stollwerckviertel, führt von der Bottmühle zur Severinskirche und noch ein großes Stück in die Severinstraße hinein. Von dort komme ich durch die Torburg zum Chlodwigplatz zurück, der das städtische Zentrum meines Reviers darstellt, räumlich aber an seiner Grenze liegt. Vielleicht nehme ich noch das Dreieck hinzu, das von Merowingerstraße und Rolandstraße gebildet wird. Seit fast zwölf Jahren wandere ich hier herum, wechsele nach Laune die Richtungen und die Straßenfolge. Überall gehe ich hier in meinen eigenen Spuren.

Ich trotte durch die dunklen Straßen, die an vielen Abenden, besonders am Wochenende, überschwemmt sind von den Autos der Kneipentouristen, die aus der ganzen Stadt und dem rechts- und linksrheinischen Umland in die Südstadt kommen. Es sind Menschen, die den mir schwer verständlichen Drang haben, in überfüllten und verräucher-ten Kneipen zu sitzen, und den allgemeinen Lärmpegel immer höher treiben, indem sie versuchen, über ihn hinweg zu reden. Ich ziehe Lokale vor, in denen ein paar Tische leer geblieben sind, mit breiten, unverstellten Sichtschnei-sen dazwischen, so dass die Bedienung sofort kommt und fragt, was man für Wünsche habe; und wenn man in Ge-sellschaft ist, muss man sich ohne Anstrengung unterhal-ten können. Aber andere sehen das anders, und ich be-trachte das mit dem Staunen eines Ethnologen, der die Verhaltensweisen eines fremden Volksstammes beobach-tet. Gut, denke ich, sie halten wieder ihr großes Palaver ab. Sie suchen die Zugehörigkeit und den Unterschied. Jeder ist hier wie alle und doch ein wenig anders, und miteinan-der spielen sie das durch: Wer bist du? Wer bin ich? Selbst-darsteller, die zusammenhocken. Jeder zeigt was Persön-liches her, und alle zusammen stellen sie das Allgemeine dar. Es ist ein besonderes Allgemeines, das von der großen Mehrheit draußen verschieden ist. Ist dies hier das Leben? Wenn das Kölsch die Grenzen aufweicht und die Rauch-schwaden die Sicht behindern, kann man nicht mehr un-terscheiden, ob man zusammensackt oder schwebt. Man kommt her, weil die Kneipe eine Zusammenballung von Möglichkeiten ist. Wo so viele zusammenkommen, besteht begründeter Verdacht, dass jederzeit das Leben beginnen könnte. Noch ein Kölsch bitte! Und die nächste Zigarette. Noch sind die meisten da, und jeder, der neu hereinkommt,

ist eine neue Bestätigung, dass dies hier der Platz ist, wo alles geschieht. Ich glaube, das Ganze ist völlig imaginär.

Genauso wie das, was ich treibe, an meiner Schreibmaschine. Es ist jedes Mal ein kleiner Kulturschock, wenn ich das Zimmer verlasse, um nach draußen zu gehen. Die hier, denke ich, werden deine Bücher nicht lesen. Doch manche kennen und grüßen mich, wenn ich gedankenversunken an ihnen vorbeitrotte. Ich schaue in bekannte Gesichter und angele in den trüben Tiefen meines Gedächtnisses vergeblich nach den vergessenen Namen. »Hallo«, sage ich mit jener schuldbewussten Freundlichkeit, die ein »Seid umschlungen Millionen« anstelle einer persönlichen Anrede in die Bresche wirft. Und sie akzeptieren das und lassen mich weiterziehen. Ich nehme an, ich bin für sie eine Art Geistererscheinung, die um Mitternacht in den Straßen auftaucht, um irgendeinem alten Fluch zu gehorchen. Wie recht sie haben. Ich will meinen Fantasiegestalten entgegenkommen. Sie haben mich leergesogen den Tag über, und nun gespenstere ich, gierig nach fremdem Leben, am Rand der nächtlichen Szene herum.

Diese Nachtspaziergänge sind wie eine sanfte Klopfmassage. Die Außenwelt verlangt Einlass mit ihren Reizen. Sie macht verschwenderische Angebote. Vielleicht ist es eine laue Mainacht, und in der Mainzer Straße blühen die Robinien. Die mattweißen Blütengehänge in dem lichten Laub sehen im Schein der Straßenlampen weich und locker aus wie große Schaumtropfen. Nehmen wir an, dies ist ein üppiges Blütenjahr, und die alten Bäume zeigen wieder einmal, was in ihnen steckt. Dann duftet es sogar, als sei soeben die fremde Traumfrau an einem vorbeigegangen und habe sich wie gewöhnlich wieder in nichts aufgelöst. Doch um nicht zu romantisch zu werden, sage ich

jetzt, dass ein leichter Wind aus Süden kommt und der Maischegeruch aus Küppers Brauerei durch die Straßen zieht. Weiße Wolken aus Wasserdampf steigen dort schräg in den Nachthimmel. Es sieht frenetisch aus, ein lautloses nächtliches Signal hinüber zu der Kneipenszene. Doch das liegt schon außerhalb des Viertels, von dem ich erzählen will, während die blassen, weit verstreuten Sterne über den Dächern für mein Gefühl dazugehören.

Ich wohne im ruhigen Teil der Mainzer Straße. Obwohl es jetzt an ihrem südlichen Ende auch ein Szenelokal gibt, dessen gestylte Aufmachung – mit Monitorwand und einem schmiedeeisernen Gartentor mitten im Raum – ein zahlreiches Publikum mit weiten Flatterhosen und viel Gel in den Haaren in diesen Randbereich des Viertels lockt. Ihre größte Kneipendichte erreicht die Südstadt jedoch stadteinwärts in der Nähe des Ubierrings, vor allem da, wo ihn die Alteburger Straße kreuzt. Im Mai blühen dort die alten Kastanienbäume. Ihr frisches Laub sieht im Licht der Straßenbeleuchtung unnatürlich grün aus, als hätte man alle Blätter mit Phosphor bestrichen. Darunter flanieren durch die Nächte der warmen Jahreszeit Menschen mit hochbeladenen Eiswaffeln, lecken mit friedlichen Gesichtern an Himbeerrot und Pistaziengrün und zart besänftigender Vanille. Hier und da liegt Glas auf der Straße – ein zersprungenes Kölschglas, eine zerschlagene Flasche –, und aus den geöffneten Türen und Fenstern der überfüllten Kneipen strömen wie aus großen Düsentriebwerken mächtige Strahlen von mulmiger Luft ins Freie.

Immer noch kommen neue Leute und suchen Einlass in das Gedränge. Dabei sitzt man schon Rücken an Rücken in den Fenstern, ohne Kontakt zum Bierhahn, doch umso mehr mit der Nachbarin. Vom umlagerten Tresen her wer-

den Biergläser über die Köpfe hinweggereicht. Vielleicht ist dieser schwierige Versorgungsweg einer der Gründe dafür, dass man so wenig Betrunkene sieht. Dies ist keine Alkoholikerszene, wie man sie in traditionellen Kneipen findet. Trinker sind einsame Menschen. Sie ziehen Lokale mit mütterlich bergenden Namen wie »Bei Trude« oder »Zum alten Krug« vor. Hier dagegen herrscht die euphorische Erregtheit junger Leute, die dem Disco-Alter noch nicht so lange entwachsen sind. So klingen auch die Namen der Kneipen anders. Nicht der »Mainzer Hof«, ein Szenelokal für Ältere, das seinen ursprünglichen Namen behalten hat. Aber »Spielplatz« und »Opera«, »Schröders« und »Ekks-tein«, »Linus« und »Radio«, »U-Bier-Ding«, »Stilbruch« und »Out« haben das spielerische Flair einer Kunstwelt, die dem Comic-Strip nähersteht als dem Brunnen vor dem Tore. Nur das »Kaffeeböhnchen«, das auch auf Nachmittagsgäste hofft, und die »Alte Wettannahme«, ein Szenelokal für Weintrinker, setzen auf gemütlichere Töne.

Während im Kneipenareal das Leben pulsiert, herrscht vor meiner Haustür längst nächtliche Stille, wenn ich zu meinen Spaziergängen aufbreche. Nur noch wenige Fenster der schönen gründerzeitlichen Fassaden sind erleuchtet. Die Hausgenossen Jan und Paul, zwei englische Journalisten, arbeiten noch. Auch gegenüber in der Dachwohnung unserer Freundin, der amerikanischen Malerin Jack Ox, brennt gewöhnlich noch Licht. Sie arbeitet seit Jahren an dem monumentalen Vorhaben, die Strukturen, Klangfarben und Motive von Anton Bruckners 8. Sinfonie über viele Zwischenstufen in eine Serie von meterlangen Gemälden umzusetzen: gemalte Musik, aber nicht als bloße subjektive Nachempfindung, sondern in Form einer systematischen Nachkonstruktion mit völlig anderen medialen

Mitteln. Vielleicht hat sie sich etwas Verrücktes vorgenommen. Doch die strenge Methode gibt ihren Bildern eine Formkraft, wie ich sie lange nicht mehr in einer Ausstellung zeitgenössischer Kunst gesehen habe.

Jack Ox ist aus New York nach Köln gekommen und liebt diese Stadt. Sie findet, dass man hier gut leben und arbeiten kann, und ich gebe ihr gerne recht. Ich vermag nicht zu sagen, woran es liegt. Ist es der lebenspraktische Realismus der Kölner, ihre Neigung, schwierigen Situationen lieber mit Kompromissbereitschaft als mit Prinzipien zu begegnen? Ist es vielleicht ihre historisch im Umgang mit fremden Menschen gewachsene Toleranz oder auch Gleichgültigkeit (»Jede Jeck is anders«), die jedermann ganz selbstverständlich seine Verschobenheit zubilligt?

Ich kann mir vorstellen, dass andere Städte ähnliche Qualitäten für sich beanspruchen, und so will ich hier nicht für Köln um die Tugendpalme streiten, weil dies vielleicht gar nicht so kölnisch wäre, sondern die Lebensqualität, die die Stadt für mich hat, als ein Produkt der Gewohnheit deuten. Ich wohne seit Jahrzehnten hier. Zuerst in Rodenkirchen, dann in Sülz, und nun schon lange in der Südstadt, und inzwischen ist dieses Viertel mein Biotop geworden.

Bei meinen Spaziergängen habe ich mir manchmal die Frage gestellt, was es bedeuten würde, wenn ich das Viertel nicht verlassen dürfte. Nun, es wäre natürlich eine unzumutbare Internierung, aber überleben könnte ich hier. Alles, was man zum täglichen Leben braucht, aber auch das Ausgefallene und Besondere, ist in den Grenzen des Viertels zu finden. Man kann eine Farbpistole und ein Hörgerät kaufen, neue und gebrauchte Klaviere und Badewannen in allen Modifarben, seltene Mineralien und Secondhand-Garderobe für kleine Kinder, Dekostoffe und Brillenge-

stelle, Spazierstöcke, Videokameras und Biobrot. Es gibt nichts, was es nicht gibt – wohl auch eine rheinische Redewendung. Oder um es soziologisch auszudrücken: Dies ist eine gut gemischte städtische Geschäftslage und ein Viertel mit komplexer Infrastruktur. Im Unterschied zu einer Stadt wie Berlin, wo man weite Wege machen muss, wenn man beispielsweise einen orthopädischen Schuster und danach eine Werkstatt für die Anfertigung von Lampenschirmen sucht, liegt hier alles dicht beieinander. In wenigen Minuten Fußweg erreicht man Copyshops und Videotheken, Änderungsschneider und Schlüsseldienste, Arztpraxen aller Art, Massage- und Gymnastikstudios (auch, wenn's sein muss, deren rein lustbetonte Varianten). Es gibt mehrere Buchhandlungen und eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, ein Museum, zwei Fachhochschulen, ein Seminar für Lehrerbildung, fünf Bankfilialen, zwei Kirchen, mehrere Altersheime, eins sogar für alte Nonnen.

Das meiste, was das Viertel zu bieten hat, brauche ich nicht. Zum Beispiel keine aufnehmbare Stoffplakette für meine Windjacke mit Aufschriften wie »Nazareth« oder »Uriah Heep« und ebenso wenig ein knallig beschriftetes Airbrush-Hemd. Die Menschen saugen ihren Nektar eben aus verschiedenen Blüten. Die gastronomische Palette des Viertels, von den vielen Schnellimbissen über die breite Mittellage in vielen Nationalitäten bis hin zum Feinschmeckerrestaurant mit gelegentlicher Gitarrenbegleitung zu den Weinbergschnecken, ist immerhin ein Angebot. Ich bin für den Überfluss der Möglichkeiten und liebe den Satz von Ludwig Wittgenstein, mit dem die Philosophie am Ende ihres Weges ins sprachlose Staunen zurückgekehrt ist: »Die Welt ist alles, was der Fall ist.« Mit diesem Wort im Ohr fällt mein Blick auf ein Plakat, das eine neue Single

von den »Toten Hosen« ankündigt, die *1000 gute Gründe* heißt. Warum eigentlich nicht? Tausend gute Gründe für was, denke ich. Um das Richtige nicht zu tun und das Falsche nicht zu lassen? Der tausendundeinste Grund entscheidet, nachdem man die anderen durchdacht und verworfen hat. Und deshalb streune ich nachts hier herum und starre in ein Schaufenster wie in ein aufgeschlagenes Buch in einer fremden Sprache, und vor der Tür des Nachbarhauses klimpert eine Frau lange und nachdrücklich mit ihrem Schlüsselbund, bevor sie dann doch ins Innere des Hauses verschwindet. Die Tür fällt ins Schloss mit einem deutlichen Ruck. War das der tausendundeinste Grund der tausendundeinsten Nacht, in der ich hier herumwandere?

Schon trete ich wieder aus meiner Haustür und bleibe nach gut hundert Metern vor den Schaufenstern der Seidengalerie Smend stehen. Es brennt kein Licht mehr und die schimmernden Stoffgehänge sind kaum zu erkennen. Aber ich habe sie schon hundertmal gesehen und komme nur vorbei als ein Nachbar, der sich überzeugen will, dass die Dinge alle an ihrem Platz sind. Offenbar brauche ich das für mein Gleichgewicht. Und so zieht es mich jetzt zu »Bett und Decke«, wo mich aus dem Souterrain die Schaufensterpuppe mit dem Schweinskopf anlächelt, die einen rosafarbenen Bademantel trägt. Was für eine Darbietung ausgeschlafener Zufriedenheit! »Gut erhaltener Mittfünfziger sucht nette Saunabekannntschaft, um gemeinsam die Sau rauszulassen.« Man sollte diese Figur inmitten aufgestapelter Badetücher ins Museum Ludwig stellen.

Das alles sind unverantwortliche Nachtgedanken. Das Viertel ist unschuldig an meinen Fantasien. Obwohl es mir manchmal Motive zuschiebt, die ich gebrauchen kann. Sobald ich irgendein Thema habe, macht mir das Viertel seine

Vorschläge. Eine Romanfigur ist in einer schwierigen, bedrängten Lage, und ich sehe auf einem abendlichen Spaziergang auf einem Monitor einen Karatekampf, auf dem sich ein Mann gegen drei Angreifer zu behaupten sucht. Das ist das Bild, das mir fehlte. Genauso wie das große Reklamemesser in einer Eisenwarenhandlung, das langsam seine Gerätschaften aus- und einklappt, den Herzkrampf veranschaulicht, den ich gerade beschreiben will. Noch wichtiger sind eigentlich die unauffälligen Dinge: das Bild einer leeren Telefonzelle in der Nacht, das Flackerlicht einer defekten Straßenbeleuchtung, ein regennasser alter Baumstamm, Schneefall vor der Fassade eines Hauses auf der anderen Straßenseite, Menschen in der Straße, Vögel auf den Fernsehantennen und die plötzliche Erinnerung daran, dass ich bestimmte Personen lange nicht mehr gesehen habe. Sind sie weggezogen, sind sie tot? Wenige Häuser weiter ist vor einigen Jahren ein Mann aus dem Fenster gesprungen. An der Ecke steht eine junge Prostituierte, die ich noch nie hier gesehen habe, blond wie Gretchen. Die Ältere, Robuste, die wie eine römische Matrone aussieht, und die Kleine mit dem Hüftschaden und die mit dem grauen Gesicht sind schon lange nicht mehr aufgetaucht. Ich ziehe weiter meine Bahnen. Und eines Tages wird jemand sagen: »Den habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Wo ist der nur geblieben?« Ja, wo bleiben wir?

Die Nacht lässt die Fragen entstehen und wieder verhallen. Es sind bloß Stimmungen, keine Probleme, die auf eine Lösung warten. Das Loslassen ist jetzt die Lösung, das Dahintreiben. Mühelos geht das auf zweierlei Wegen, in der äußeren Welt und in dem Gehirnkino, in ihr, neben ihr, hinter ihr. Das Gehen spinnt den roten Faden aus sich heraus und rollt ihn wieder auf. Zu Hause angekommen,

bin ich leer genug, um zu schlafen. Lausche noch ein wenig bei offenem Fenster auf die Nachtgeräusche: Züge auf der Südbrücke, das Martinshorn eines Notarzwagens oder der Feuerwehr, unverständliche Stimmen im benachbarten Häuserblock.

Einmal im Jahr, in der Weiberfastnacht, ist ein Grolen und dunkles Dröhnen im Viertel zu hören. Das sind Zusammenrottungen von Trommlern, die am Anfang der Alteburger Straße vor der »Opera« stehen oder sich unter dem Severinstor zusammenfinden, wo ihr rhythmischer Lärm besonders laut widerhallt. Kleine und große Trommeln sind dabei, exotische Handtrommeln, paukenähnliche Kessel, mit Schlegeln oder schweren Klöppeln geschlagen, Tamburins und Becken und allerlei improvisierte Schlaginstrumente, und dazu zahlreiche Trillerpfeifen, die immer dann, wenn das Rollen der Trommelschläge anschwillt und schneller wird, wie die Ventile eines Druckkessels schrill zu pfeifen beginnen. Und jetzt drängen sich vom Rand her drei, vier Tänzerinnen zwischen die Trommler. Die schließen sich um sie zusammen und treiben sie an zu ihrem flammenhaften Zucken und Schütteln, mit immer neuen rhythmischen Energieausbrüchen. Das wilde Getrommel ist pure Power. Es bündelt die Lebensströme, bringt sie auf den einfachsten, den stärksten Ausdruck. Jetzt! Jetzt! Jetzt! Und erneut jetzt und jetzt und wieder jetzt! Das Trommeln hat kein Ziel. Es besteht auf sich selbst. Es kennt kein Außerhalb. Es ist sein eigener Grund. Und alle ringsum bewegen sich, schwingen in den Eruptionen. Man sollte Trommelschulen einrichten, Trommelkliniken, Trommelgottesdienste, denke ich im Weitergehen, während ich noch höre, wie der Schlag einer schweren Trommel einen Augenblick lang den Einklang bricht, um

sie alle neu mitzureißen: neue Salven von Energie, neues schrilles Pfeifen.

Auch kalte, lautlose Dämonen gibt es in der Nacht. Es ist irgendeine Nacht, die man sich nicht merkt, weil sie nichts Besonderes hat. Vielleicht sind weniger Menschen auf den Straßen. Und ich habe das Haus später verlassen als sonst. Gegen eins kommt am menschenleeren Chlodwigplatz gegen die Fahrtrichtung ein Radfahrer auf mich zu. Ich will die Straße überqueren, aber er starrt mich an, und ich schaue ihn an. Da zieht er aus seinem Blouson eine Pistole hervor und richtet sie zwei, drei Sekunden lang auf mein Gesicht. So rollt er dicht an mir vorbei. Ich habe mich nicht gerührt, habe nichts empfunden, nichts gedacht. Noch einmal blickt er sich nach mir um, bevor er um die Ecke verschwindet. Was für ein seltsames Schweigen hat er zwischen uns hergestellt mit seiner langsamen, deutenden Bewegung. Es gab nichts zu fragen und nichts einzuwenden. Es war der Augenblick für einen trockenen Knall. Auf einmal tauchen wieder Menschen auf und beleben die Nacht mit ihrer freundlichen Harmlosigkeit.

Wenn ich nicht zu spät zu meinen Nachspaziergängen aufbreche, treffe ich oft alte Bekannte. Zum Beispiel Scarlet und Michael Zimmermann, zwei höchst eigenwillige Künstler, die in ihrem Atelier im Souterrain fantastische und skurrile Figurationen aus farbigem Ton formen. Es sind menschengroße Körper und labyrinthische Gebäude, fetischhaft geschmückt die einen, märchenhaft verrätselt und verspielt die anderen.

Michael und Scarlet sind gewöhnlich nicht allein. Billy ist bei ihnen, ein Mischlingsrüde von ebenso großer Charakterstärke wie Körperkraft. Er scheint ein Zen-Meister unter den Hunden zu sein, ein Tier ohne Hysterie und

Aggression, mit einem gelassenen Vertrauen zum Leben. Natürlich geht Billy nicht an der Leine, und wenn andere Hundebesitzer mit ihren zerrenden, kläffenden Kötern vorbeikommen, wechseln Michael und Billy nur einen Blick und gehen friedlich ihrer Wege. »Billy ist mein Lehrer«, sagt Michael Zimmermann. »Von ihm lerne ich, was im Leben wichtig ist und was nicht.« Billy weiß Balance zu halten zwischen seinen eigenen Bedürfnissen und den Rechten der anderen. Er hat Geduld, er zeigt Verständnis, aber hündische Unterwerfung kennt er nicht. Jetzt zum Beispiel grummelt er ein wenig, was heißen soll: »Nun kommt mal zu Ende mit eurer Unterhaltung. Wir wollten doch noch zum Rheinufer.« Da gibt's keinen Einspruch.

Ich komme noch ein Stück mit, um durch die Trajanstraße zurückzugehen. Meister Grossers Schild »Friseur im Hof. Bitte an der Haustür klingeln« erinnert mich daran, dass ich ihn in den nächsten Tagen besuchen muss. Ich freue mich auf seine unerschöpfliche Erzählkunst und seinen abschließenden Händedruck: »Bleiben Sie gesund. Alles andere gibt's noch zu kaufen.« Worauf ich antworte: »Wenn man Geld hat.« Er stimmt mir zu mit einem erneuten Händedruck: »Da haben Sie recht.« Zusammen kommen wir der Wahrheit immer ziemlich nahe.

Meister Grosser hat mir von Schlaffti erzählt, einer der sagenhaften Figuren des Viertels, die ich auch noch gekannt habe. Jetzt, da ich bei den Anonymen Alkoholikern vorbeikomme, die hinter ihren Pressglasscheiben in einem asketischen weißen Lampenlicht Mineralwasser oder Tee trinken, fällt mir Schlaffti wieder ein. Er ist vermutlich nie hier gewesen. Oder wenn er es versucht hat, ist er wohl bald wieder gegangen, hat sich in dem kleinen Laden in der Alteburger Straße, der noch bis Mitternacht Flaschenbier und

Lakritz, Schnaps und Schokolade verkauft, ein paar Flaschen in eine Plastiktüte packen lassen und ist in einem der beiden Parks verschwunden.

Im Friedenspark sitzen oder liegen die Gestrandeten in den Sommernächten auf den Bänken des Wallgrabens im Dunkel der Heckennischen. Wenn ich ein Stockwerk höher durch den Steingarten gehe, höre ich dort unten ihre trunkenen, schwerfälligen Stimmen. Nur ihr Tonfall ist zu verstehen: ein Auftrumpfen, ein Schimpfen, dann das Absinken der Stimmen in das dumpfe Gemurmel des Fatalismus und der Besoffenheit. Jetzt kreist die Flasche. Jemand beginnt mit unsicherer, krächzender Stimme den Refrain eines alten Schlagers zu singen, bricht aber gleich wieder ab, weil Worte und Melodie fehlen und ohnehin nichts einen Sinn hat. Jetzt hustet einer, vielleicht der Sänger, während die entrüstete Erzählerstimme von vorhin sich wieder zu Wort meldet und auf etwas beharrt, was niemand hören will, so dass sie bald wieder verstummt und erneut die Flasche kreist und vorübergehend Stille eintritt, als wären sie alle ein Stück tiefer in ihren Rausch versackt.

Ich habe mich auf eine der weißen Bänke gesetzt und die Füße auf die niedrige Mauer gelegt. Manchmal sitze ich auch tagsüber hier und lese. Dies ist eine besonders schöne Nacht mit milder Luft und kleinen weißen Wölkchen, die sich nicht verändern, nicht bewegen. Ein Zug fährt über den Bahndamm zur Südbrücke, ein anderer kommt von dort. Zwei Bänke weiter sitzt ein Liebespaar. Bei denen da unten im Wallgraben ist jetzt auch manchmal eine Frau. Es ist eine Person mit struppigen Haaren, die laut vor sich hin schimpft, wenn man ihr begegnet: »Das wollen Deutsche sein!« Und: »Schau dich doch an! Du gehörst doch auf den Friedhof!« Man soll ihr wohl zustimmen oder es auf sich beziehen.

Aber ich wollte ja von Schlaffti erzählen, der lange Zeit eine der markantesten Gestalten der Südstadt war. »Schlaffti« war er von Kindern getauft worden, wohl nach einer Figur aus einem Comic-Strip. Wenn sie ihn mit diesem Spottnamen riefen, antwortete er immer: »Schlaffti klabaffti bei Tag und bei Nacht.« Die Kinder waren von ihm entzückt. Er war freundlich und humorvoll, erzählte Geschichten aus dem Krieg und aß dabei ihre Schulbrote. Manchmal kauften sie ihm auch eine Flasche Bier, denn er bestand darauf, dass man zum Essen etwas trinken müsse. Schlaffti war polnischer Soldat gewesen, zur Hälfte aber deutscher Abstammung, und die Deutschen steckten ihn in die Waffen-SS. Er war an allen Brennpunkten der Ostfront und wurde mehrfach verwundet. Am Polarkreis will er sogar Menschenfleisch gegessen haben. Man schnitt nach seinen Berichten den Gefallenen das Fleisch aus den Wangen und briet es.

Nach dem Krieg und langer Gefangenschaft war Schlaffti körperlich am Ende und impotent. Er war verheiratet und hatte zwei Kinder, aber seine Frau lebte mit einem anderen Mann und wollte nichts mehr von ihm wissen. Er kam in den Westen und machte ein kleines Fuhrunternehmen mit Pferden auf. Doch gegen die Lastwagen hatte er nichts zu bestellen. Er ging auf den Bau, wurde wegen dauernden Fehlens und wegen Betrunkenheit immer wieder entlassen. Auf allen Arbeitsstellen bekam er Streit mit den Polieren, denen er rhetorisch weit überlegen war. Inzwischen war er ein chronischer Trinker, der Gebraucht Möbel an türkische Gastarbeiter verkaufte. Das ging nur anfangs gut, als die Türken noch nicht richtig verdienten. Er wurde dann Altmaterialsampler, zog mit einem Handkarren durch das Viertel und sammelte Papier und Flaschen ein. Das war

nur noch ein Vorwand, um in den Geschäften um Bier und Geld zu betteln. Meine Frau, die seinen westpreußischen Akzent mochte, unterhielt sich manchmal mit ihm und gab ihm etwas Geld. Als sie ihm einmal vorschlug, eine Flasche Milch zu spendieren, sah er sie vorwurfsvoll an. Er hatte sie bis dahin für eine vernünftige Frau gehalten. »Madamchen«, sagte er, »was glauben Sie, wieviel Milch ich heute schon getrunken habe.«

Es ging sichtlich abwärts mit ihm. Aber er war ein Überlebenskünstler. Im Winter ließ er sich in einem undurchschaubaren Gemisch aus Verzweiflung und Berechnung vor Autos fallen oder legte sich einfach mitten auf die Straße. Man schaffte ihn ins Krankenhaus, wo er seine ganze Schlauheit und seine vielen Lazarett Erfahrungen aufbot, um die Stellung zu halten. Er machte sich nützlich auf der Station, leerte die Bettpfannen der Kranken, las ihnen vor, verteilte das Essen, war zu allem zu gebrauchen. Die Schwestern mochten ihn und hielten ihn, so lange sie konnten. Wenn er schließlich doch entlassen werden musste, wurde er mit Kleidern von irgendeinem verstorbenen Patienten ausgestattet und erschien »stolz wie Graf Koks«, so schildert es Meister Grosser, im Friseurladen, um sich rasieren zu lassen. Denn eine Rasur zur Begrüßung bekam er umsonst.

Tage später sah er schon wieder völlig verkommen aus. Er aß kaum noch, lebte vom Bier. Da er mehrmals von anderen Pennern schwer verprügelt worden war, ging er in kein Asyl mehr, auch zu keiner Behörde. Er schlief in einem modrigen Kellerraum des Alten Forts auf einem Lager aus alten Zeitungen, geduldet von den städtischen Gärtnern, die dort ihre Geräte aufbewahrten. Mit Zeitungen stopfte er auch seine Kleider aus, wenn es kälter wurde: Das waren

Erfahrungen aus dem Krieg. Eines Abends, es ging wieder auf den Winter zu, sah ich ihn, ein paar Schritte von einem Lebensmittelladen entfernt, halb im Rinnstein, halb auf dem Bürgersteig liegen. Er war aufs Gesicht gefallen und blutete, stöhnte schwer, war aber nicht ansprechbar. Ich versuchte, ihn aufzurichten und mit dem Rücken gegen die Hauswand zu setzen. Ein anderer Passant half mir. Aber Schlaffti regte sich kaum und roch wie ein Sack verfaulter Kartoffeln. Es war wieder ein Krankenwagen fällig, das sahen alle, die herumstanden. Kurz danach ist er gestorben.

In den letzten Jahren vor seinem endgültigen Niedergang hatte Schlaffti noch einen Freund gefunden. Herr A., so wollen wir ihn nennen, war ein angesehener katholischer Geschäftsmann von kleinbürgerlichem Zuschnitt, der an den Suff gekommen war und Bankrott gemacht hatte (oder vielleicht war es auch umgekehrt). Und wie Schlaffti war er von seiner viel jüngeren, vitalen Frau verlassen worden. Er hatte einen halbherzigen Selbstmordversuch hinter sich, war im Krankenhaus gewesen und saß eines Tages, nicht mehr wissend, wie und warum er noch leben sollte, weinend auf einer Bank im Park. Da kam Schlaffti Klabaffti bei Tag und bei Nacht und setzte sich neben ihn, um ihn zu trösten. Von da ab sah man die beiden häufig zusammen. Ich nehme an, dass Schlaffti, der Vielerfahrene, Herrn A., dem Novizen unter den Gestrandeten, das Leben erklärt hat. Und Herr A. wird begriffen haben, dass es etwas viel Größeres, Fantastischeres und Grausameres ist, als er, der biedere Kaufmann, es sich je hatte träumen lassen. Er starb bald an seinem schwachen Herzen. Schlaffti, der zähere von beiden, hatte noch einen längeren Weg vor sich.

Aber wir wollen bei dem freundlichen Bild verweilen, das die beiden an einem schönen, sonnigen Tag auf einer

Parkbank zeigt. Die Bierflaschen stehen neben ihnen, und sie reden. Ich glaube nicht, dass sie im Augenblick verzweifelt sind, denn sie sind ohne Scham und ohne falsche Hoffnungen, und wenn man genau hinsieht, erkennt man, dass es die beiden Clowns von Samuel Beckett sind, nicht mehr auf Godot wartend.

Gut, ich gehe jetzt nach Hause. Ich wohne hier um die Ecke, bei Tag und bei Nacht.